

dem Japhy mir (indem er mir ins Ohr flüsterte) kundtat, dass mehr in ihm steckte, als das Auge verriet.

«Was denn?»

«Er ist mein bester alter Freund aus Oregon, wir kennen uns schon ewig. Zuerst glaubst du, er wäre langsam und dumm, aber in Wahrheit funkelt er wie ein Diamant. Du wirst schon sehen. Lass dich ja nicht von ihm einwickeln. Er legt dir beim kleinsten falschen Wort das Hirn in Knoten.»

«Wieso?»

«Er ist ein großer rätselhafter Bodhisattva, glaube ich, vielleicht eine Reinkarnation von Asanga, dem großen Mahayana-Gelehrten von anno dazumal.»

«Und wer bin dann ich?»

«Keine Ahnung. Vielleicht bist du Ziege.»

«Ziege?»

«Vielleicht bist du Matschgesicht.»

«Wer ist Matschgesicht?»

«Matschgesicht ist der Matsch in deinem Ziegengesicht. Was würdest du sagen, wenn einer die Frage gestellt bekäme: ‹Kann ein Hund die Buddha-Natur haben?›, und mit ‹Wuff!› antworten würde?»

«Ich würde sagen, ein ziemlicher Haufen alberner Zen-Scheiß.» Das bremste Japhy ein bisschen. «Hör zu, Japhy», sagte ich, «ich bin kein Zen-Anhänger, ich bin ein ernsthafter Buddhist, ein altmodischer verträumter Hinayana-Feigling aus den späten Mahayana-Zeiten», und so weiter in den Abend hinein, mit dem Argument, dass der Zen-Buddhismus nicht so sehr auf Nächstenliebe aus war wie auf die Verwirrung des Intellekts, damit dieser die Illusion im Kern aller Dinge besser wahrzunehmen lernte. «Das ist doch gemein», beklagte ich mich, «all diese Zen-Meister, die junge Leute mit dem Kopf in den Dreck stoßen, weil sie keine Antwort auf ihre blöden Worträtsel wissen.»

«Das tun sie, weil sie ihnen klarmachen wollen, dass Dreck besser ist als Worte, mein Junge.» Aber ich kann hier gar nicht (obwohl ich's versuche) genau wiedergeben, wie scharfsinnig Japhy mir antwortete, konterte und

mich mit seinen Worten einwickelte und die ganze Zeit auf Trab hielt und mir schließlich doch etwas in meinen kristallinen Dickschädel hämmerte, das mich meine Lebenspläne ändern ließ.

Jedenfalls folgte ich an diesem Abend, der, neben anderem Wichtigem, die Geburtsstunde der San Francisco Poetry Renaissance war, der ganzen Bande heulender Dichter zur Lesung in der Six Gallery. Alle waren da. Es war eine verrückte Nacht. Und ich selbst brachte den Laden in Schwung, indem ich die Runde machte und von dem etwas steif am Rande stehenden Publikum Dimes und Quarters einsammelte, um mit drei bauchigen Riesenflaschen kalifornischen Burgunders zurückzukommen, der alle beschickert machte, sodass gegen elf, als Alvah Goldbook blau und mit ausgebreiteten Armen sein Gedicht «Jaul» vortrug, nein, -jaulte, der ganze Saal schrie: «Mehr, mehr, mehr!» (wie bei einer Jam Session) und der alte Rheinhold Cacoethes, der Vater der Dichterszene von San Francisco, sich vor Glück die Tränen aus den Augen wischte. Japhy selbst las seine feinen Gedichte über Coyote, den Gott der nordamerikanischen Plateau-Indianer (glaube ich), oder zumindest der Indianer des Nordwestens, der Kwakiutl und was weiß ich. «Leckt mich!, sang Coyote, und lief davon!», las Japhy ins geneigte Publikum, und die Leute schrien vor Freude, denn das alles klang so rein und pur, der Fluch wie neugeboren. Er ließ auch zarte lyrische Passagen einfließen, etwa die über Beeren fressende Bären, die seine Tierliebe bewiesen, und großartig verrätselte Verse über Ochsen auf mongolischen Straßen, die von seiner Kenntnis der ostasiatischen Literatur zeugten, bis hin zu Xuanzang, dem großen chinesischen Mönch, der mit Räucherstäbchen in der Hand von China nach Tibet, von Lanzhou nach Kaschgar und dann in die Mongolei gewandert war. Danach ließ er seinem Kneipenhumor mit Versen über Coyote, der Leckereien bringt, freien Lauf. Und verbreitete seine anarchistischen Ansichten über die Amerikaner, die nicht zu leben wissen und in Vorstädten in Wohnzimmern hausen, in denen das Holz armer, mit Kettensägen gefällter Bäume verbaut ist (was auf seine Erfahrungen als Holzfäller oben im Norden zurückging). Seine Stimme klang tief, sonor und irgendwie trotzig, wie die von amerikanischen Helden und Volksrednern aus alter

Zeit. Ich mochte das Ernste, Kraftvolle und menschlich Hoffnungsvolle an ihm, während die anderen Dichter entweder zu eklektisch daherkamen oder zu hysterisch und zynisch, um noch irgendwelche Hoffnungen zu hegen, oder zu abstrakt und hausbacken oder zu politisch oder, wie Coughlin, zu unverständlich (wenn er über «ungeklärte Prozesse» sprach, obwohl mir, als er sagte, dass die Offenbarung eine persönliche Angelegenheit sei, ein starker buddhistischer Glaube und sein Idealismus auffielen, die ihm Japhy in Zeiten ihrer Collegefreundschaft mitgegeben hatte, so wie ich meinen in der Dichterszene im Osten an Alvah und andere weitergegeben hatte, die weniger apokalyptisch gesinnt und stabiler gebaut waren als er, aber keinesfalls mitfühlender und emotionaler).

Unterdessen standen Trauben von Menschen in der abgedunkelten Galerie und lauschten, um jedes Wort dieser erstaunlichen Lesung mitzubekommen, während ich von Grüppchen zu Grüppchen spazierte, mich von der Bühne ab- und ihnen zuwandte und sie drängte, an der gluckernden Pulte zu nuckeln, oder ich lief zurück, setzte mich rechts neben die Bühne und kommentierte das Geschehen mit kleinen Wows und Jas und sogar mit anfeuernden Sätzen, ohne dass mich jemand dazu aufgefordert hätte, aber im allgemeinen Trubel hatte auch niemand was dagegen. Es war ein großartiger Abend. Der zarte Francis DaPavia las von zarten gelben oder pinken Dünndruckseiten, in denen er behutsam mit langen weißen Fingern blätterte, die Gedichte seines toten Kumpels Altman vor, der in Chihuahua zu viel Peyote gegessen hatte (oder an Polio gestorben war), aber keine seiner eigenen – eine an und für sich entzückende Geste, dem Gedenken an den jung verstorbenen Dichter gewidmet, die immerhin den Cervantes aus Kapitel sieben zu Tränen rührte, doch er las mit einem zarten, britisch klingenden Akzent, der mich insgeheim losprusten ließ, obwohl ich Francis später kennenlernte und mochte.

Unter den Leuten im Publikum stand auch Rosie Buchanan, eine junge Frau mit kurzgeschnittenen roten Haaren, knochig und hübsch, ein echter Feger und mit jedermann befreundet, der in Beach was zählte; früher war

sie die Muse eines Malers gewesen, dann begann sie zu schreiben, und zu jener Zeit sprühte sie vor Elan, weil sie in meinen alten Kumpel Cody verliebt war. «Toll, was, Rosie?», rief ich, und sie nuckelte kräftig an meiner Pulle und strahlte mich an. Cody stand, die Arme um ihre Taille geschlungen, direkt hinter ihr. Zwischen den Lesungen erhob sich immer wieder Rheinhold Cacoethes mit seiner Fliege und seinem schäbigen alten Mantel und hielt mit spöttischer Stimme eine kleine, witzige Rede, um den nächsten Vortragenden anzukündigen, aber wie schon gesagt, als es halb zwölf wurde und alle Gedichte gelesen waren und die Leute rumliefen und sich fragten, was dort soeben vorgefallen war und was in der amerikanischen Dichtkunst als Nächstes passieren würde, wischte er sich die Augen mit seinem Taschentuch trocken. Und wir, die Dichter, scharten uns alle um ihn, fuhren dann mit mehreren Autos nach Chinatown rein, bestellten ein enormes, fantastisches Dinner, mit Stäbchen und von der chinesischen Karte, und debattierten mitten in der Nacht in einem dieser großartigen swingenden chinesischen Lokale von San Francisco lautstark über den Tisch hinweg. Zufällig war es Japhys Lieblingschinese, das Nam Yuen, und er zeigte mir, wie man bestellte und mit Stäbchen aß, und erzählte mir dabei Anekdoten über die fernöstlichen Zen-Verrückten und versetzte mich schließlich in ein derartiges Glück (wir hatten auch eine Flasche Wein auf dem Tisch), dass ich zu einem alten Koch rüberging, der im Kücheneingang stand, und ihn fragte: «Warum kam Bodhidharma aus dem Westen?» (Bodhidharma war der Inder, der den Buddhismus gen Osten nach China gebracht hatte.)

«Mir doch egal», sagte der alte Koch mit schweren Lidern, was ich Japhy erzählte, und der sagte: «Perfekte Antwort, absolut vollkommen. Jetzt weißt du, was ich mit Zen meine.»

Ich hatte noch eine Menge zu lernen. Vor allem aber, wie man mit Mädchen umging – auf Japhys unvergleichliche, zen-verrückte Weise, die ich in der folgenden Woche aus nächster Nähe erleben konnte.

3

Ich wohnte in Berkeley bei Alvah Goldbook in dessen kleinem, mit Rosen überwachsenem Gartenhaus hinter einem größeren Gebäude an der Milvia Street. Die morsche alte Veranda sackte nach vorn auf den Boden durch; unter Ranken stand ein hübscher alter Schaukelstuhl, auf dem ich jeden Morgen saß und mein Diamant-Sutra las. Der Garten war voll mit beinahe reifen Tomaten und Minze, Minze, alles roch nach Minze, dazu ein alter Baum, unter dem ich an jenen kühlen, vollkommen sternenklaren kalifornischen Oktoberabenden, die von nichts auf der Welt zu übertreffen sind, gern saß und meditierte. Wir hatten eine perfekte kleine Küche mit einem Gasherd, zwar ohne Kühlschrank, aber egal. Wir hatten auch ein perfektes kleines Bad mit Wanne und Warmwasser und einen großen Raum, in dem Kissen, Strohmatten und Matratzen zum Schlafen lagen und Bücher, Bücher, Hunderte Bücher überall von Catull über Pound bis Blyth und Platten von Bach und Beethoven (sogar ein swingendes Ella-Fitzgerald-Album mit Clark Terrys sehr interessantem Trompetenspiel) und ein guter Webcor-Plattenspieler mit drei Geschwindigkeiten, der laut genug war, dass man damit das Dach runterblasen konnte; das allerdings bestand nur aus Sperrholz, wie auch die Wände, deren eine ich in einem unserer zen-verrückten Räusche eines Nachts vor lauter Übermut mit der Faust durchschlug, und Coughlin kriegte das mit und schob den Kopf hindurch.

Ungefähr anderthalb Kilometer entfernt, eine ganze Ecke die Milvia runter und dann den Hügel zum Campus der University of California wieder rauf, hinter einem weiteren großen alten Gebäude an einer stillen Straße (Hillegass) wohnte Japhy in seiner eigenen Hütte, die unendlich viel kleiner war als unsere, etwa drei fünfzig mal drei fünfzig, mit kaum etwas drin außer typischen Japhy-Gerätschaften, die von seinem Glauben an das